

Praxisphilosophie des Freundseins

Ausgangspunkt meiner Überlegungen zur Freundschaft¹ sind die sozialen Desintegrationsprozesse im Bereich des Beziehungslebens. Im Mittelpunkt stehen dabei die Krise des traditionellen Ehelebens und die Suche nach neuen Formen des sozialen Zusammenlebens. Dem liegt die gesellschaftliche Tatsache zugrunde, dass in zunehmendem Maße *jeder* - zusätzlich zu den alltäglichen Verpflichtungen und Arbeiten - mit der unumgänglichen Aufgabe konfrontiert ist, selbstständig ein eigenes Sozialleben zu gestalten: Bei diesem sozialen Wandel werden gleichsam sowohl der abgewickelte traditionelle Familien-Betrieb als auch die neoliberale Ich-AG von der öffentlichen Hand - von der Dynamik gesellschaftlicher Individualisierungsprozesse - »beauftragt«, sich an der Existenzgründung einer Wir-GmbH zu beteiligen. Was dem Anschein nach wie eine Ökonomisierung des Sozialen aussieht, birgt bei genauerer, kritischer Hinsicht durchaus das widerständige, »revolutionäre« Potenzial einer gesellschaftsverändernden Praxis.

Insbesondere sozialphilosophische Gegenwartsanalysen und die postmoderne Gender-Debatte haben gezeigt, dass die soziokulturelle Auflösung und Entwertung des herkömmlichen patriarchalen Beziehungslebens als Ausdruck eines emanzipatorischen Fortschritts zu verstehen sind: Die Individuen, Frauen wie Männer, werden - zumindest potenziell und ideell - von der moralischen Zumutung und Fremdbestimmung vorgegebener Rollenidentitäten, Beziehungszwänge und Ungleichheiten befreit. Die schwer erkämpfte Entmächtigung der bislang gesellschaftlich vorherrschenden, allgemeingültigen »modernen bürgerlichen Moral« erzeugt auch im zwischenmenschlichen Beziehungsleben neue Freiräume, so dass das tägliche Gesellschaftsspiel des sozialen Umgangs zu einem groß angelegten Experiment wird, dessen Ergebnis durchaus offen und noch unbekannt ist. Die zukünftige Entwicklung unserer Gesellschaft wird zeigen, ob sich im Bereich des Beziehungslebens eine gegenüber den ökonomischen Anforderungen optimierte Sozialtechnologie oder ob sich eine emanzipatorische Praxis ausbreiten wird. So oder so wird in der scheinbar nebensächlichen und philosophisch wenig reflektierten Angelegenheit, welche Beziehungsformen jeder von uns lebt - wird durch die Allerweltsfrage nach »der Freundschaft« - allenthalben darüber entschieden, wie und in welcher Gesellschaft wir leben werden und ob sich ein besseres Leben einstellt.

¹ Harald Lemke, Freundschaft. Ein Essay, Darmstadt 2000.

In sozialphilosophischer Hinsicht birgt die zunehmende Überwindung der privaten Geschlechter- bzw. Herrschaftsverhältnisse einen normativen Zuwachs an Freiheit und individueller Selbstbestimmung. Aufgrund dieses Zuwachses an Freiheit und individueller Selbstbestimmung können *selbstbestimmte und gleichberechtigte* Beziehungsverhältnisse ins Zentrum der persönlichen Suche nach neuartigen, besseren Formen des Zusammenlebens treten: Die reale Möglichkeit gemeinsam gelebter Freiheit und Gleichberechtigung im Alltagsbereich der zwischenmenschlichen Beziehungen ist deshalb für die *konkret-utopische Ausrichtung* einer sozialphilosophischen Theorie der gegenwärtigen Vergemeinschaftungsformen von grundlegender Bedeutung. Die empirische Frage, wie wir sozial leben, birgt theoretisch gesehen die normative und alltagspraktisch gesehen die zumeist kontrafaktische Dimension, dass heutzutage selbstbestimmte und gleichberechtigte Beziehungen gelebt werden *könnten*. Darum vermag die Masse - historisch zum ersten Mal - die revolutionären Werte der »Freiheit« und »Gleichheit«, der Selbstbestimmung und Gleichberechtigung auch im privaten Bereich des persönlichen Zusammenlebens *wirklich* zu realisieren.

Jedoch verwirklicht sich Freiheit und Gleichheit in sozialen Beziehungen nicht als »*Brüderlichkeit*«. Vielmehr sollten die persönliche Gestaltung und die soziokulturelle Ausbreitung eines Gemeinschaftslebens in Form von vorrangig freiwilligen und gleichberechtigten Sozialbeziehungen unter dem ideellen Vorzeichen der *Freundschaftlichkeit* stehen. Und so ist es auch in der konkreten Alltagspraxis: Das allgemeine Interesse an Freundschaften wächst. Freilich ist Freundschaft nur ein Wort, und obendrein ein äußerst vielfältig verwendeter und philosophisch unterbestimmter Begriff. So stellt sich die philosophische Frage: *Was ist Freundschaft?*

Unter »Freundschaft« werden unterschiedlichste Sozialkontakte, Gefühlslagen, Wünsche, Unterstellungen oder soziale Arrangements verstanden. Ich spreche hingegen von Freundschaft als Inbegriff einer freiwilligen und gleichberechtigten Beziehungsform. Freundschaftsverhältnisse bieten eine posttraditionelle Form der Vergemeinschaftung, die das herkömmliche »Familienglück« (basierend auf dem Liebesgefühl und Treuevertrag des Ehepaares) als philosophischen Grundwert und gesellschaftliches Ideal eines »guten Privatlebens« ersetzen könnte. Mit dieser These nähere ich mich neueren soziologischen und sozialphilosophischen Ansätzen zu einer Theorie der Freundschaft an.

Affirmative soziologische Freundschaftstheorien sehen den gesellschaftlichen Wert von freundschaftlichen Beziehungen primär darin, dass sie ein postfamiliales Sozialleben ermöglichen, welches sich in kapitalistische Existenzbedingungen, die durch Erwerbsarbeit, Mobilität und Zeitknappheit (fremd-) bestimmt sind, funktionell und flexibel *einpasst*. Dieses instrumentelle Freundschaftsverständnis herrscht nicht nur im sozialwissenschaftlichen Diskurs vor, sondern liegt auch dem allgemeinen Alltagsverständnis von Freundschaft zugrunde. »Freundschaft« wird folglich als eine unverbindliche, eher lockere, kurzfristige und an bestimmte Zwecke und Interesse ausgerichtete Beziehung verstanden. Ausdrücklich, oft aber auch nur implizit, werden bei diesem funktionellen Freundschaftsdenken um ihrer selbst willen gewollte, selbstzweckliche Formen des Zusammenseins (des Wohles oder des Guten eines geteilten Freundseins) als unpraktikabel und unzeitgemäß zurückgewiesen. Diese vermeintlich selbstverständliche Zurückweisung »wahrer« oder »guter Freundschaft« zugunsten von unverbindlichen Bekanntschaften und oberflächlichen Sozialkontakten mit so genannten Freunden wird im theoretischen ebenso wie im lebensweltlichen Diskurs im Wesentlichen mit zwei Argumenten begründet.

Erstens seien wahre, enge, gute, etc. Freundschaften, bei denen es den Beteiligten um das Wohl des Anderen, des Freundes gehe (das heißt, bei denen es um die gemeinsame Praxis eines frei gestalteten und gleichberechtigten Freund-Sein-Könnens geht), ein idealisiertes Tugendideal der selbstlosen Hingabe und uneigennütigen Sozialität, das kaum kompatibel mit unserer Zeit sei. Dieser programmatischen Infragestellung guter Freundschaft zufolge setzen solche Beziehungsformen, die ein gegenseitiges Wohlwollen erfordern, die - in einer egoistischen Gesellschaft faktisch unwahrscheinliche - Fähigkeit eines altruistischen Sozialverhaltens voraus. Von der Mehrheit wird daher die regulative Idee guter, selbstzwecklicher Freundschaft mit der Begründung zurückgewiesen, solche unegoistischen Umgangsformen seien praktisch nicht realisierbar und deshalb auch nicht theoretisch, als für alle gut und erstrebenswert, auszuzeichnen. Die Vertreter eines instrumentellen Freundschaftsverständnisses behaupten zweitens, dass eher lockere und unaufwendige Zweckfreundschaften, die sich am besten mit den Anforderungen der gesellschaftlich vorherrschenden Lebensweise vereinbaren lassen, auch *ausreichen würden* für eine kulturelle Transformation des Soziallebens. Kurz: Die derzeit dominante neoliberale Denkweise gibt flexible, instrumentelle und unverbindliche Sozialkontakte als das neue Leitbild eines gelungenen Beziehungslebens, als das einzig erstrebenswerte Ideal von Freundschaftlichkeit aus.

Der philosophische Ansatzpunkt meiner Überlegungen ist die theoretische Kritik an diesem funktionalistischen Freundschaftsverständnis. Eine *kritische Theorie der guten Freundschaft* hält der verbreiteten Sozialtechnik entgegen, dass ein instrumentelles Freundschaftsdenken bloß die empirisch vorherrschenden Beziehungsverhältnisse unkritisch fortsetzt und theoretisch affirmiert. Denn es lässt sich zeigen, dass im Unterschied zu einem funktionellen Sozialleben in Form von unverbindlichen Bekanntschaften und Zweckfreundschaften ein wirklich gutes Sozialleben tatsächlich gute Freundschaftsverhältnisse erforderlich macht und dieses für jeden im persönlichen Umgang mit Anderen durchaus praktikabel ist. Sollte dem so sein - wovon ich überzeugt bin und wofür ich argumentiere -, dann gewinnen hinsichtlich der existentiellen Frage nach dem Glück eines, nämlich in der Alltagspraxis geglückten, guten Soziallebens gerade das guter-Freund-Seinkönnen einen unersetzlichen Wert. (Entsprechend wäre die dauerhaft gelingende Liebesbeziehung, mit oder ohne Kind, dann nur *eine* neben weiteren guten Freundschaften und nicht weiter das vorrangige höchste Gut eines geglückten Beziehungslebens.)

Die Aufgabe einer Philosophie der Freundschaft ist es, den theoretischen Nachweis dafür zu liefern, dass eine bestimmte Praxis des Freundseins - eben die guter Freundschaft - bezüglich des wechselseitigen Wohlwollens und Wohltätigseins der Beteiligten zwar ethisch anspruchsvoll ist. Doch gleichwohl ist der entscheidende Punkt dabei, dass es sich bei dem erforderlichen Interesse am gemeinsamen Wohle des guter-Freund-Selbstseinkönnens nicht um die unpraktikable Selbstlosigkeit eines pflichtmoralisch motivierten Altruismus handelt. Die Freiheit, die Gleichberechtigung, die Selbstzwecklichkeit, die das Gute von guten Freundschaften ausmachen, lassen sich durchaus mit einem entschiedenen (im hier skizzierten Sinne) *wohl-verstandenen* Eigeninteresse verbinden.

Darüber hinaus lassen sich jene allgemeinen (praxologischen) Bedingungen theoretisch rekonstruieren, die das Glücken oder Gelingen von Freundschaft *in praxi* möglich machen. Auch kann auf diese Weise der Aufgabe einer Philosophie der Praxis entsprochen werden, herauszuarbeiten, dass ein in Form eines Netzwerkes von guten Freundschaften gelebtes Sozialleben tatsächlich eine Alltagspraxis erfordert, die sich von den vorherrschenden Zeitökonomien und instrumentellen Beziehungsgepflogenheiten wesentlich unterscheidet.

Niemand kann den Einzelnen dazu zwingen, über andere Sozialkontakte, Bekanntschaften und verwandtschaftliche Beziehungen hinaus auch gute Freundschaften zu wollen. Doch der individuelle Widerwille, der alltägliche Widerstand gegen die vorherrschenden instrumentellen Beziehungsverhältnisse sowie die persönliche Entscheidung, ein gutes Sozialleben *zu kultivieren*, macht eine Ethik des Selbst erforderlich. Diese Ethik besteht darin, selbst als guter Freund tätig zu werden beziehungsweise für das Gelingen einer dauerhaften und verbindlichen Freundschaft tätig zu sein. Was es braucht, damit sich uns die Möglichkeit guter Freundschaften zu Anderen eröffnet, ist unsere persönliche Bereitschaft zu einem freundschaftlichen Wohlwollen und Wohltun. Darin wird - über das moralische Gebot der Gleichbehandlung *jedes* (abstrakten, fremden) Anderen hinaus - eine moralische und nicht nur moralische Wertschätzung der Besonderheit konkreter Personen zum alltäglichen Bestandteil des eigenen Selbstseins (des eigenen Menschseins) und mithin der soziale Wirklichkeit.² Diese Ethik des Selbst, der entschiedene und wohlverstandene Wunsch nach einem besseren und möglichst guten Sozialleben ist eine grundlegende Bedingung für die alltägliche Praxis guter Freundschaften.

Das wohlverstandene Eigeninteresse der ethischen Entscheidung, in einem Netzwerk guter Freundschaften leben zu wollen, gewinnt gegenwärtig an gesellschaftlicher Bedeutung, macht man sich klar, dass mit dem existenziellen Verlust oder mit dem alltäglichen Mangel eines traditionellen Ehe- und Familienlebens historische Prozesse der sozialen Desintegration bzw. der sozialpathologischen Vereinsamung verbunden sind. So tritt in dem empirischen Sachverhalt, dass unfreiwillige Beziehungslosigkeit und graduelle Vereinsamung allgemein als ein *Übel*, als etwas Ungutes erfahren wird, ein existenzieller Sachverhalt zutage: Es kommt ein nacktes Stück menschlicher Natur zum Vorschein - die soziale Bedürftigkeit der vereinzelter Existenz, die *Soziabilität* der Menschen. Die Beziehungsbedürftigkeit des postmodernen Subjekts, das Unbehagen in der Kultur eines ungebundenen Selbst zur Kenntnis zu nehmen, braucht auf keinen metaphysischen Essentialismus oder konservativen Kommunitarismus hinauslaufen. Es handelt sich dabei nicht um

² Eine Ethik der Freundschaft versucht eine produktive Verbindung zwischen dem herkömmlichen universalistischen Ansatz einer kantianischen Moraltheorie (einer Pflicht der Gleichbehandlung) und den moralischen Gesichtspunkt eines Wohlwollens gegenüber der Heterogenität des konkreten Anderen herzustellen, der in »postmodernen« Gerechtigkeits-theorien (wie beispielsweise von Adorno, Lévinas oder Derrida) zum Tragen kommt, ohne freilich die ethische Praxis des Freundseins moralistisch auf eine Moralität persönlicher Beziehungen zu reduzieren.

die idealistische Anthropologie eines «sozialen Wesens». Man vergewissert sich hier lediglich der kontrafaktischen Normativität eines objektiven Unguten - eben der nicht bloß subjektiven Erfahrung, dass ohne persönliche Beziehungen zu konkreten, gemochten Anderen unfreiwillig alleine zu sein, das Unglück eines unerfüllten und ungelebten Soziallebens bedeutet. Darüber hinaus besteht aufgrund der alltäglichen Fragilität gelingender Sozialbeziehungen potentiell jederzeit und zeitlebens die Gefahr der ungewollten Vereinsamung, so dass von einem ständigen und anhaltenden, *tagtäglichen Bedarf* an persönlichen Beziehungen ausgegangen werden muss.

Diese sozialpsychologischen Einsichten beinhalten weitreichende philosophische Konsequenzen, welche die gesellschaftliche Notwendigkeit einer Ethik und Kultur der guten Freundschaft unterstützen. Denn gemessen an der tagtäglichen Beziehungsbedürftigkeit ermöglichen unbeständige und unverbindliche, instrumentelle Freundschaftsbeziehungen tatsächlich nur ein unbeständiges und unverbindliches, funktionelles Sozialleben. Ein Sozialleben, das alles in allem aus unverbindlichen und unbeständigen Kontakten besteht, ist immerhin ein minimal erfülltes und insofern ein einigermaßen *erträgliches* Beziehungsleben. Hingegen gewährleisten beständige und verbindliche, selbstzweckliche Beziehungen eine beständig und zuverlässig (selbstzwecklich) lebbare und gelebte Sozialität. Das heißt, dass das vereinzelte Individuum unserer Zeit durch die Gestaltung selbstzwecklicher Beziehungen das Gute eines insgesamt beständigen und möglichst täglich gelebten Soziallebens realisieren könnte. Es lässt sich auf theoretischer Ebene also ein wohlverstandenes Eigeninteresse an Freundschaft, nämlich der sich auf das eigene soziale Wohllleben verstehende Wunsch nach guten Freundschaften begründen.

Recht unerwartet sieht man sich mit einem bemerkenswerten Befund konfrontiert: Mit den Werkzeugen einer kritischen Theorie der Freundschaft kann für den Bereich des zwischenmenschlichen Zusammenlebens (und darauf beschränkt) die philosophische Ethik bzw. die potenzielle Alltagspraxis eines *guten Lebens* auf den Begriff gebracht werden. Diese Erkenntnis bietet den Menschen (»der Masse«) wichtige Gründe dafür, sich aus wohlverstandenen Eigeninteresse nicht mit bloß instrumentellen Beziehungsverhältnissen zu begnügen oder an veralteten und brüchigen Eheglücksversprechungen weiter zu klammern, sondern die sozialkritische und individuelle ethische Praxis eines guten Freundeslebens als Alltagspraxis eines guten Soziallebens gestalten *zu wollen*. Im Kern arbeitet also eine Philosophie der Freundschaft an der kulturellen Aufwertung und theoretischen

Grundlegung eines ideologisch unverkürzten Freundschaftsverständnisses, um den gesellschaftlich wachsenden und bereits faktisch gesellschaftsverändernd wirkenden Wunsch nach guten Freundschaftsverhältnissen theoretisch zu flankieren.

Freilich hängt die alltägliche Verwirklichung guten Freundseins mit einer von der Macht des eigenen Willens unverfügbaren Gegebenheit ab. Dies sind sowohl äußere wie interne Rahmen- und Ermöglichungsbedingungen von Freundschaft. Dazu zählt vor allem die unverfügbare Gegebenheit, dass es gewisse, spezielle Menschen gibt, die man sich tatsächlich als gute Freunde wünscht und die ihrerseits uns als Personen mögen und darum auch uns als ihren guten Freund wollen. Zu dieser nicht eigenmächtig herstellbaren Gegebenheit gehört des Weiteren der stets ungewisse Sachverhalt, dass das freundschaftliche Zusammensein den Beteiligten *in praxi* tatsächlich glückt. Dieses Glück löst sich ein und ist machbar, wenn die, die einander gute Freunde sein wollen und aneinander wechselseitiges Wohlgefallen finden, sich gegenüber dem jeweils Anderen (wie auch immer) »so« geben können, wie sie selbst in ihrer ganzen Person als Freund-Selbst zu sein vermögen. Dieses Glück voll geteilten und gelebten gutfreundschaftlichen Selbstseinkönnens, in der sich keine gegenseitige Instrumentalisierung, sondern die Zuneigung und das Mögen der Eigenart der Person ausdrückt und verwirklicht, nämlich tätig sein-gelassen wird, bewirkt das, was man die freundschaftliche Nähe und persönlicher Vertrautheit nennt oder das, was man auch als die Erotik der Freundschaft bezeichnen könnte.

Es gehört zur Eigentümlichkeit des Phänomens (des Seins, der Praxiswirklichkeit) der Freundschaftserfahrung, dass das erforderliche wechselseitige Wohlwollen nicht aus Pflicht entsteht, sondern der (Zu-)Neigung und Lust entspringt. Das eigene Interesse am beständigen Glücken der Beziehung begründet die bewusst übernommene Verantwortung für das gemeinsam geteilte Freund-Sein. Mit dem Zusammenspiel zwischen einer Ethik des widerständigen Selbst und einer Erotik des konkreten Anderen lässt sich philosophisch (praxologisch) eine das beziehungsmäßig Gute (d.h. das eigene soziale Wohl) wollende Lebenspraxis ausweisen, die freundschaftlich motiviert ist und nicht als moralisches Gebot, Gutes (das sozial Gute) tun zu *sollen*, auftreten oder angesprochen werden muss. Die philosophische Darstellung einer ethischen Praxis der Freundschaft verfolgt insofern die kritische Absicht, ihre gesellschaftliche Bedeutung nicht auf ihre moralischen bzw.

moraltheoretischen Implikationen (die sie zweifelsohne beinhaltet) zu reduzieren, wie dies in der philosophischen Literatur derzeit üblich ist.³

Für eine weder moraltheoretisch noch ideologisch verstellte, ganzheitliche Philosophie der Freundschaft ist es darüber hinaus entscheidend, auch die herkömmliche Begrifflichkeit kritisch zu reflektieren, die Freundschaft in einer kontraktualistischen Rede als »Beziehung« darstellt. Die vorherrschende Beziehungssprache suggeriert die falsche Vorstellung, dass sich solche, die sich einander Freunde sein wollen, als autonome Subjekte und Identitäten auf ebenso autonome Subjekte und Identitäten »beziehen« würden - so wie sich zwei getrennte Entitäten aufeinander beziehen lassen. Diese relationale und individualistische Vorstellungsart verfehlt gänzlich den Praxis-Charakter des Freundseins. Freundschaft als Praxis zu denken heißt, zu verstehen, dass es dabei um Lebensgestaltung geht und darum, wie wir Tag für Tag unser eigenes Sozialleben und Selbstsein praktizieren, kultivieren, gestalten und eine Form oder Seinsweise geben. Insofern ist es irreführend, Freundschaft gegenständlich zu denken und davon zu sprechen, dass man «Freundschaften schließt» oder »Freunde hat« so wie man Verträge schließt und Gegenstände um sich hat bzw. wie eine Habe besitzt. Durchaus im sozialkritischen und lebenspraktischen Sinne der Formel vom *Haben oder Sein* (Erich Fromm) zeigt eine unverkürzte Freundschaftsphilosophie die Notwendigkeit einer ethischen Lebenseinstellung, die sich der gesellschaftlich vorherrschenden Werte verweigert und der kapitalistischen Logik des Habenwollens das (dem entgegen gesetzte) Verlangen nach einem anderen, einem gutfreundschaftlich tätigen Sein entgegenstellt. Das gute Freund-Sein geschieht wesentlich als ein Tun und Lassen, das die Akteure als freundschaftlich oder unfreundschaftlich erfahren. Dass Einer mit dem Andern zusammen sein will, weil man sich mag - diese Innerlichkeit des Freundschaftswunsches bleibt dem jeweils Anderen verborgen, sofern dieser Wunsch nicht auch im Verhalten *in praxi*, in betätigter Freundschaft tatsächlich gezeigt und kundgetan wird.

In der alltagssprachlichen Redewendung von der »Pflege der Freundschaft« deutet sich dieser Praxis-Charakter des Freundseins, das notwendige Tätigsein bzw. Tätigwerden-müssen seiner selbst als Freund an. Der gute Wille allein, die wortreiche Beteuerung einer emotionalen Zuneigung oder liebevoller Gefühle schaffen noch keine gute Freundschaft: Ihre praktische Wirklichkeit, die reale Verwandlung

³ Vgl. Axel Honneth und Beate Rössler (Hg.), *Von Person zu Person. Zur Moralität sozialer Beziehungen*, Frankfurt/M 2008.

einer beliebigen Person in einen guten Freund existiert nur in der Unverborgenheit von sich einander Freundschaft kundtuenden Lebensvollzügen. Man bekommt es hier mit dem weiteren philosophischen Problem zu tun, gegen die kulturellen und begrifflichen Selbstverständlichkeiten eines über Jahrhunderte eingeübten Innerlichkeitsdiskurses denken zu müssen. Die romantischen bzw. bürgerlichen Ideale der Liebe verlagern die reale Praxis zwischenmenschlicher Sozialität in eine Sprache tatenloser Gefühle. Doch das alltägliche Sein von guten Freundschaften bleibt in der innerlichen Form eines bloßen Gefühls (der Zuneigung, des Beziehungswunsches, etc.) untätig, es wird nicht wirklich gelebt.

Der philosophische Schritt, Freundschaft als Praxis zu begreifen, läuft auf ein grundlegend anderes Verständnis des Beziehungslebens, des Subjektseins sowie der Identität des Selbst hinaus. Diesbezüglich denke ich, ist eine neue Sprache und Denkweise des Freundseins zu entwickeln. Im Zentrum einer Ethik des guten Freundseins steht notwendig eine Theorie der Praxis: eine *Praxologie des Freundens*.⁴ Zum einen kommt ihr die Aufgabe zu, die allgemeinen Bedingungen, die für das praktische Gelingen guten Freundschaften unerlässlich sind, herauszuarbeiten. Zum anderen muss eine Praxologie des Freundseins diejenigen Praktiken zu rekonstruieren versuchen, auf die sich alle, die einander gute Freunde sein wollen, habituell einlassen müssen, sofern die gemeinsame (freiwillige, gleichberechtigte, selbstzweckliche) Praxis tatsächlich glücken soll. Mit anderen Worten, eine praxologische Beschreibung freundschaftlichen Tätigseins versteht sich als eine formalpragmatische Rekonstruktionsanalyse derjenigen allgemeinen Verhaltens- und Denkweisen, denen jeder zu entsprechen hat, damit der Eine den Anderen als guten Freund erfahren kann.

Im Anschluss an die Intersubjektivitätstheorien von Hannah Arendt und Jürgen Habermas lässt sich zeigen, dass eine zwischenmenschliche Verständigungspraxis ihren empirisch wirksamen Ort, wenn überhaupt irgendwo, dann jedenfalls zwischen guten Freunden - im freundschaftlichen Gespräch - hat und dergestalt nicht-instrumentelle, kommunikative Vernunft lebbar ist. In diesem Sinne ist eine in die Einzelheiten gehende Darstellung der Künste eines guten Freundens ein wesentlicher Bestandteil einer ausgearbeiteten Praxisphilosophie der Freundschaft. Sie muss unter Beweis stellen, dass sich analog zum freundschaftlichen Gesprächs-

⁴ Zur Praxologie und zum programmatischen Unterschied gegenüber der gängigen Praxeologie siehe: Harald Lemke, Was ist Praxologie? In: Die Übergangsgesellschaft des 21. Jahrhunderts. Kritik, Analytik, Alternativen, hr. v. Horst Müller, Norderstedt 2007, S. 66-85.

verhalten gewisse allgemeine Grundregeln und Voraussetzungen des Gelingens dieser Praxis theoretisch bestimmen lassen, so dass sich die potenzielle Gestaltbarkeit und Praktikabilität eines guten Soziallebens aufgrund gut gelingender Freundschaften begründen lässt.

Außerdem ist die gesellschaftspolitische Bedeutung einer Kultur der Freundschaft hervorzuheben. In Freundschaftsverhältnissen werden demokratische Verhaltens- und Denkweisen eingeübt und ausgebildet, da Freunde hinsichtlich der Gestaltung der *gemeinsamen Sache*, der *res amicitia*, sich auf eine gleichberechtigte Beteiligung und Verantwortung einlassen müssen. Insofern sehe ich, im Unterschied zu Derrida, den gesellschaftlichen Zusammenhang zwischen Freundschaft und Politik darin, dass sich in einer freundschaftlichen Kultur weder eine »Brüderlichkeit« noch eine a-politische, sondern eine tragende vor-politische Form der Demokratie verwirklicht.⁵ Wie die demokratische Politik auf freien Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozessen basiert, so liegt diese deliberative Praxis auch dem Freundsein zugrunde. Die habituelle Einübung und Ausbildung eines solchen demokratischen Ethos ist der Grund dafür, dass sich in einer Kultur der Freundschaft eine Demokratisierung des Soziallebens gesellschaftlich veralltäglicht (zur allgemeine Lebensgewohnheit oder Sitte wird). Wenn, an Anspielung an Hegel, die Familie die »substantielle Sittlichkeit« der bürgerlichen Arbeitsgesellschaft und Obrigkeitsstaatlichkeit bildete, könnte sich ein erfülltes Sozialleben in Form eines Netzwerkes einiger guter Freundschaften als die *demokratische Sittlichkeit* einer zukünftigen Tätigkeitsgesellschaft erweisen. Sie könnte die bürgerliche Kleinfamilie als Keimzelle und Basis der Gesellschaft ablösen.

Freilich setzte dies voraus, dass das Beziehungsleben nicht länger funktionell als sozialer Kitt der arbeitgesellschaftlichen Zwänge und geschlechterspezifischen Rollenzuschreibungen dient, wie dies durch das patriarchale Dispositiv des traditionellen reproduktiven Familienlebens möglich war bzw. vielfach immer noch der Fall ist. Gleiches gilt für das eingangs erwähnte funktionelle Beziehungsleben, dessen Wertesystem derzeit die theoretischen und lebensweltlichen Diskurse beherrscht. Soll das demokratische Wesen des Freundseins in Verbindung mit seinen emanzipatorischen Dimensionen an alltäglich gelebter Selbstbestimmung und Gleichberechtigung zukünftig zur vollen Entfaltung kommen, wäre die Fixierung auf das heimische Glück der Ehe (der Einen Liebesbeziehung) genauso zu überwinden

⁵ Jacques Derrida, Politik der Freundschaft, Frankfurt/M 2000.

wie die Resignation, dass gute Freundschaften unmöglich und utopisch seien, weil sich lediglich lockere und unverbindliche Sozialbeziehungen, flexible und instrumentelle Umgangsformen den zeitlichen und alltagspraktischen Anforderungen der Berufstätigkeit einfügen ließen. Dem Wertesystem einer Single-Gesellschaft und dem Prozess einer sozialen Desintegration ist nur zu entkommen, sofern sich eine gesellschaftliche und philosophische Aufwertung von guten Freundschaftsverhältnissen durchsetzt. Dies wiederum verlangt jedoch, dass einer Ethik der Freundschaft als sinnvoller Tätigkeit jenseits des Arbeitslebens bzw. des beruflichen Erfolges weit mehr Bedeutung beigemessen wird, und dass das Freundsein als Alltagspraxis und erstrebenswertes Ideal eines guten Lebens an die Stelle anderer gesellschaftlicher Werte tritt. An dieser epochalen Veränderung kann jeder jeden Tag arbeiten.